

Laudatio auf Jonas Lüscher. Hans-Fallada-Preis 2016 / Sandra Kerschbaumer

Sehr geehrte Damen und Herren,

wir verleihen heute mit großer Freude den Hans-Fallada-Preis an den Schriftsteller Jonas Lüscher. Eine überzeugende Begründung für diese Wahl hat eigentlich schon die eben vorgetragene Erzählung geliefert. Wie schön, dass wir sie hören durften, wie schön, dass Sie heute hier sind, lieber Herr Lüscher! Obwohl die Literatur am besten für sich selber spricht, werde ich nun noch ein paar Gedanken hinzufügen.

Als erstes fragen wir uns, was die beiden, Preisträger und Namensgeber, eigentlich verbindet. Blickt man auf die Sprache, den Stil der Autoren – kann man sagen: gar nichts! Nüchterne Sachlichkeit auf der Seite Falladas, das gerade einfache Wort und der schlichte Satz. Dagegen Jonas Lüscher in seinem Debüt „Frühling der Barbaren“: eine spielerische Weite der Sätze, Freude an eleganten Partizipien und gediegenem Wortmaterial. Ihr Sound könnte unterschiedlicher nicht sein.

Und trotzdem beschäftigt die beiden Schriftsteller etwas ganz Ähnliches: Sie interessieren sich für die Darstellung gesellschaftlicher Auflösungs- und Übergangszustände, für Krisenszenarien. Bei Fallada bricht dieses Interesse zum ersten Mal in seinem Neumünsteraner Roman „Bauern, Bonzen und Bomben“ durch und wer diesen Autor schätzt, kennt den sozialen Abstieg eines Angestellten während der Weltwirtschaftskrise, den er in „Kleiner Mann – was nun“ beschreibt. Dieses Interesse an gesellschaftlichen Krisen, dem Aufbrechen einer Ordnung, dem Verlust der Lebens- und Selbstsicherheit von Menschen teilt Jonas Lüscher.

Das erste Buch des diesjährigen Preisträgers ist ganz und gar außerordentlich. „It’s a little hard to believe this slim volume is the author’s first novel“ - hat ein Rezensent der New York Times gesagt. Wir, die Leser, begleiten den Schweizer Fabrikanten Preising ebenso erstaunt auf eine Reise nach Nordafrika, in deren Zuge er von einem Geschäftspartner in ein Luxusressort, in die tunesische Wüste geschickt wird. Dort

gerät der etwas schrullige Beobachter mitten in eine Hochzeitsgesellschaft aus der Londoner Finanzwelt. Braut, Bräutigam und ihre jungen Gäste bewegen sich höchst geschmeidig zwischen Bar, Pool und Palmenhain und feiern weniger die stillos inszenierte Eheschließung als sich selbst und ihre finanzielle Potenz. Doch noch während sich die Festgesellschaft von den nächtlichen Ausschweifungen erholt, spitzt sich die bis dahin im Hintergrund schwelende Finanzkrise zu: England verkündet den Staatsbankrott. Die smarten Trader erhalten mit den letzten Regungen ihrer Telefone Kündigungen, die Kreditkarten verlieren ihren Wert und damit auch alle moralischen Gesetze. Eine Enthemmung greift um sich, die vor einer brutalen Kamelschlachtung, ja vor Totschlag keinen Halt macht. Bald brennt die Oase lichterloh.

Jonas Lüscher hat seiner Erzählung ein Zitat vorangestellt, in dem es um das Verhältnis von Zivilisation und Barbarei geht. Barbarei wird hier als ein Zustand beschrieben, in dem kulturelle Werte zwar vorhanden sein können, diese aber keine moralische Verbindlichkeit mehr haben, keinen gesellschaftlichen Zusammenhalt mehr sichern. Barbarisch ist demnach eine Gesellschaft ohne Kitt und ohne Halt.

Genauso eine Gesellschaft tummelt sich in der tunesischen Oase. Denn das Leben der jungen Finanzschickeria und ihre Geld-Werte haben mit dem Leben der anderen Anwesenden rein gar nichts zu tun: mit dem Leben des gewerkschaftlich engagierten Brautvaters, der seiner Gattin liebevoll erklärt, dass Garnelentempura eigentlich auch nur eine Art von Fish and Chips sei. Mit der enthusiastischen Lehrerin, der Mutter des Bräutigams, die mit Herz und Pathos ein Gedicht vorträgt und während des Vortrags immer mehr ins Schlingern und Straucheln gerät. Mit ihrem Mann, dem umtriebigen Soziologen. Die verschiedenen Typen und ihre ganz verschiedenen Welten bieten Anlass für ziemliche Peinlichkeiten und jede Menge komischer Begegnungen am Büffet und anderswo. Hinter der Verschiedenheit verbirgt sich aber die große Frage, wie eine Gesellschaft (nicht nur eine Hochzeitsgesellschaft) eigentlich Krisen überstehen soll, wenn es keine selbstverständlich geteilten Normen mehr gibt. Es ist nicht allein der enthemmte Kapitalismus, der die Oase brennen lässt,

sondern die Abwesenheit eines kulturellen Zusammenhangs.

Jonas Lüscher verhandelt also ganz wesentliche Fragen unserer Gegenwart. Die Frage, wie viele Wahrheiten, Religionen und Lebensentwürfe es nebeneinander geben kann, wird derzeit fast täglich auf der Straße, in der Politik und in den Feuilletons gestellt. Und es wird darüber diskutiert, ob und wie sie miteinander verbunden werden müssen. Welche Übereinkünfte wir brauchen. Dass Jonas Lüscher sich solcher Fragen annimmt, ist kein Zufall. Er ist studierter Philosoph. Nach einer Ausbildung zum Primarlehrer am Evangelischen Lehrerseminar im schweizerischen Muristalden, nach Jahren der Arbeit als Dramaturg und Drehbuchentwickler für den Film hat er an der Hochschule für Philosophie in München studiert und an der ETH Zürich an einer philosophischen Promotion gearbeitet. Immer wieder nennt er den amerikanischen Pragmatismus – und hier insbesondere Richard Rorty – als Anreger seines Denkens.

In seiner wissenschaftlichen Arbeit hat Jonas Lüscher sich mit der Idee befasst, Erzählungen könnten das soziale Gefüge der Menschen auf eine besonders komplexe Art erfassen. Wenn es (nach Fallada) noch eines Beweises bedurfte, dass nicht nur soziologische Modelle die Gesellschaft beschreiben können, sondern auch die Literatur diese Fähigkeit hat, dann liefert ihn Lüscher mit seinem Debüt. Denn dieses Buch hilft uns, die Welt, in der wir leben, besser zu verstehen. Lieber Herr Lüscher, Sie haben einmal gesagt, dass die Stärke der Literatur darin liege, dass sie nicht nur das Gesetzmäßige betrachte, sondern auch den Einzelfall, dass sie keinen Mittelwert bilde, sondern sich um das Besondere, das Zufällige und das Nebensächliche kümmere. Dass wir erst viele verschiedene Geschichten hören oder lesen müssten, um unsere Lebenswelt zu verstehen. Dass es also nicht den einen Roman geben kann, der uns zum Beispiel die Finanzkrise erklärt...

Das stimmt alles. Natürlich gibt es nicht nur einen Finanzkrisenroman. Es gibt viele: von John Lanchester und von Kristof Magnusson und von Marina Lewycka. Aber –

das muss man heute Abend einmal deutlich sagen - es gibt die EINE kunstvolle und spannende Novelle zur Finanzkrise, an der man nicht vorbeikommt! „So knapp, so schlicht, so betörend einfach wie Jonas Lüscher hat es bislang noch niemand auf den Punkt gebracht“ hat Pia Reinacher in der Online-Variante der „Zeit“ gesagt.

Ja, bei Jonas Lüschers preiswürdigem Buch handelt es sich um eine Novelle. Eine Novelle der schönsten Art: Auf 125 Seiten werden große Themen behandelt, eine Rahmenhandlung umschließt die Haupthandlung, die in eine unerhörte Begebenheit gipfelt und von einer starken Leitmotivik getragen wird.

Ganz typisch für eine Novelle ist, dass hier nicht nur erzählt wird, sondern dass das Erzählen auch vorgeführt wird. Dies geschieht (seit Boccaccios Novellen) in der Rahmenhandlung und auch bei Jonas Lüscher ist sie es, die die Raffinesse des Textes ausmacht. In diesem Rahmen spazieren zwei Patienten einer psychiatrischen Klinik in einem abgeschlossenen Garten über Kieswege. Ein Ich-Erzähler beschreibt die langen Gänge zwischen den hohen Mauern und gibt die dort geführten Gespräche wieder.

Sehr schnell läuft alles auf die jüngsten spektakulären Erlebnisse seines Mitpatienten in der tunesischen Oase zu. Das Ich des Erzählers tritt zurück. Er beginnt in scheinbar souveräner Weise die Geschichte Preisings zu erzählen und lässt diesen dabei immer wieder selbst ausführlich zu Wort kommen. Der Leser erlebt das Geschehen im tunesischen Ressort also nicht unmittelbar und hautnah mit, sondern es gelangt zu ihm auf eine perspektivisch gebrochene Weise: Einer erzählt, was ein anderer ihm erzählt hat, der ihn dann auch noch ständig unterbricht. Wir sehen das Geschehen wie durch ein hin und her gereichtes Fernrohr, das überscharfe Ausschnitte der Wirklichkeit liefert, manchmal näher, manchmal ferner. Diese Art des Erzählens sagt uns, dass wir uns des Erzählten nicht ganz sicher sein können, dass wir nicht genau wissen, wessen Perspektive wie zuverlässig ist. Diese Art des Erzählens und diese Haltung kann man ironisch nennen.

Ironie entsteht bei Jonas Lüscher auch durch die Sprache. Denn Preising und der Ich-Erzähler bedienen sich einer eleganten und umständlichen Formulierungsweise. Sie lieben komplex geschachtelte Sätze und - „justament“ - entlegenes Wortmaterial. Anlässlich der schönen Formulierung „zu diesem Behufe“ lässt sich der Ich-Erzähler über die Neigung seines Gesprächspartners aus, „Worte zu verwenden, von denen er sicher sein konnte, dass er der Einzige war, der sie noch im Repertoire hatte“.

Diese an die Novellentradition des 19. Jahrhunderts gemahnende Sprechweise steht im allergrößten Kontrast zu dem, was sie beschreibt. Zu den Ereignissen, Leuten und Dingen der unmittelbaren Gegenwart, die überhaupt nicht zu dieser Sprache passen: Dem Londoner Finanzplatz, der geschäftsmäßig organisierten Designer-Oase, der jungen Analytistin, die auf einem reich geschmückten Kamel zu ihrer Trauung reitet und von ihren Freunden Wünsche für Gesundheit, Glück, Immobilienbesitz und Führungspositionen entgegennimmt. Die Sprache schafft einen Abstand, der es uns ermöglicht, staunend zuzusehen und uns mit keiner der Figuren zu identifizieren.

Und: Die Kontraste erzeugen Komik. Denn Lüschers Novelle ist komisch, sehr komisch - auch, wenn es um den Zusammenbruch der Welt, um das Rasen der Bakchen, die Auflösung der kulturellen Ordnung in einen orgiastischen, dionysischen Rausch und damit eigentlich um etwas ziemlich Ernstes geht. Die Komik kommt auch durch die vielen, manchmal bis zum Grotesken gesteigerten Übertreibungen zustande: Zu meinen Lieblingsfiguren gehört der einheimische Führer des Hochzeitskamels, der gezwungen wird, sein Wayne-Rooney-Trikot gegen ein Kostüm einzutauschen, das eine Handelssaalpraktikantin nach Abbildungen von Tuareg-Reitern aus einem Reisebüro katalog genäht hat.

Die Vermischung von englischer Moderne und nordafrikanischen Traditionen ist an vielen Stellen sehr witzig und zugleich ganz ernst. Der Schauplatz, die profitorientiert geführte Oase, ist ja alles andere als eine exotische und harmonische Gegenwelt zur

Londoner City. Sie ist ein Produkt der Globalisierung und um die Schilderung der wirtschaftlichen und politischen Verflechtungen von erster und zweiter Welt geht es Jonas Lüscher auch. Der (Anti-) Held des Buches ist schließlich ein Schweizer Geschäftsmann, Erbe eines international agierenden Unternehmens, dessen tunesische Zulieferbetriebe beim Alter ihrer Arbeiter schon mal ein Auge zudrücken. Es sind aber nicht nur die Auswüchse der Globalisierung, die Erschütterungen durch die Finanzkrise, die ersten Anzeichen des Arabischen Frühlings, die Lüscher darstellen möchte. Sein Schweizer ist all diesen Bewegungen ausgesetzt, ohne eine eigene Position zu beziehen, ohne sich je zum Eingreifen und Handeln zu entschließen. Jonas Lüscher hat auch eine Parabel auf die eigene Heimat, die Schweiz, geschrieben, indem er einen Helden wählte, der die moralische Zwiespältigkeit der Neutralität verkörpert.

Ich habe mich von der Begeisterung über dieses Buch soweit fortreiben lassen, dass es so aussehen könnte, als ob Jonas Lüscher nie etwas anderes geschrieben hätte. Dabei haben wir es mit einem wissenschaftlich aktiven und politisch engagierten Autor zu tun. Dies zeigen seine liberalen, überlegt formulierten Essays, mit denen Lüscher sich in aktuellen Debatten zu Wort meldet. Der bekannteste dieser Essays ist „Die unanständige Mehrheit“ - 2013 anlässlich der Verschärfung der Schweizer Asylgesetze im „Tages-Anzeiger“ erschienen. In diesem Essay bezeichnet Lüscher die Demokratie als die Staatsform, die am besten dazu geeignet sei, die Rechte der Schwachen und der Minderheiten zu schützen. Er verweist auf die komplizierten Aushandlungsprozesse, jenseits von Volksentscheiden, die immer wieder von Nöten sind, um vorläufig zu bestimmen, was recht und gerecht ist. Sein Glaube an die Problemlösungsfähigkeit demokratischer Sozialstaaten kann uns heute alle stärken.

Genau wie sein Plädoyer für die argumentative Auseinandersetzung, die politische Vernunft. Aus einem Essay von 2015 „Im Geisterhaus“ möchte ich nur einen Satz zitieren: „Ich glaube, wir müssen lernen, Widersprüche und Unsicherheiten auszuhalten, sie sind unvermeidbar“.

Mit unserer Begeisterung über Jonas Lüscher sind wir übrigens nicht allein: Er wurde für den Schweizer und für den Deutschen Buchpreis nominiert. Sein Debüt hat inzwischen die 7. Auflage erreicht. Es ist in 10 Sprachen übersetzt. Das Interesse reicht von Finnland und Bulgarien bis nach Frankreich und Australien. Das belegen auch die Rezensionen – neben der schon genannten Rezension aus der „New York Times“ gab es Besprechungen in „Le Monde“ und „The Sidney Morning Herald“). Bei uns schwärmte der Kritiker Ijoma Mangold: „Jonas Lüscher hat ein absolut brillantes Buch geschrieben, das sehr zeitgenössisch ist, aber dieser überragend sprachgewandte Debütant könnte auch über ganz andere Themen fern aller Schlagzeilen schreiben, und wir würden seine Sätze mit derselben Erregung einsaugen“.

Wir versprechen: Das werden wir bei der nächsten Gelegenheit tun. Aber heute freuen wir uns erst einmal an dem mit dem Hans-Fallada-Preis ausgezeichneten, klugen, komischen und kunstvollen ersten Buch von Jonas Lüscher. Einem Werk mit einem selten feinen motivischen Gewebe – das zeigen schon die vielen Kamele, die das Buch durchziehen. Einem Werk mit einer machvollen Bildlichkeit: Wer wird die Szene vergessen, die sich dem fliehenden Preising am Ende zeigt, nachdem er sich in einen schützenden Geländewagen geworfen hat? Nun hat die Literatur wieder das Wort:

„Hustend, halb erstickt, blind vom beißenden Qualm, mit angesengtem Haar und glühenden Palmwedelfragmenten im Kragen, spürte er, wie der kräftige Geländewagen losbrauste. Vor ihnen versperrten brennende Stämme den Weg. Der Fahrer setzte zurück, umkurvte die Gebäude, preschte über die Blumenrabatten auf das Halbrund der Auffahrt, umrundete mit qualmenden Reifen den Springbrunnen, rücksichtslos die nach dem Wagen greifenden Gäste missachtend, bog in die in Flammen stehende Allee ein, überholte zahlreiche panisch Fliehende, die sich in Sprüngen in Sicherheit bringen mussten, überfuhr krachend liegen gelassene

Schalenkoffer und entkam durch den gemauerten Bogen dem brennenden Ressor. In einer langen Karawane, ihre Koffer hinter sich herziehend, zogen die Engländer, wie einst die Israeliten, auf der schnurgeraden Straße in die Wüste, eine Kette flackernder Schatten in den rot glühenden Sand werfend. Preising preschte im sicheren Geländewagen an ihnen vorbei, das rußverschmierte Gesicht an die Scheibe gepresst. [...] Noch lange blickte er durch die Heckscheibe auf das Inferno, welches seinen flackernden Schein auf die Wüste warf und den Himmel glutrot färbte.“